

FLORENCIA ETCHEVES

Fridas Köchin



GOLDMANN

Buch

Mexico, 1939. Nayeli Cruz ist erst vierzehn, als sie von Zuhause flieht, um einem Schicksal zu entgehen, das ihre Schwester Rosa bereits ereilt hat: der drohenden Verheiratung mit einem ungeliebten Mann. Das indigene Mädchen mit den hellen Augen schlägt sich bis nach Mexikostadt durch und landet schließlich in der Casa Azul, wo sie dank ihres Talents als Köchin eine Anstellung findet. Rasch wird Nayeli zur Vertrauten von Frida Kahlo, die seit ihrem schrecklichen Unfall in Isolation lebt und malt, von ständigen Schmerzen geplagt, von ihrem Ehemann Diego Rivera immer wieder betrogen. Zwischen Düften, Aromen und Farben entwickelt sich zwischen der Malerin und ihrer Köchin eine tiefe Freundschaft – bis es zu einem tragischen Zerwürfnis kommt.

Argentinien, 2018. Als Paloma Cruz am Sterbebett ihrer geliebten Großmutter steht, ahnt sie nicht, dass es in deren Vergangenheit ein Geheimnis gibt, von dem sie nichts wusste: Im Nachlass der zweiundneunzigjährigen Nayeli Cruz befindet sich ein rätselhaftes Gemälde, das diese als junge Frau beim Baden zeigt. Erst als Kunsträuber versuchen, das Bild in ihren Besitz zu bringen, begreift Paloma, dass es offenbar von unschätzbarem Wert ist, und begibt sich auf die Suche nach der Wahrheit ...

Autorin

Florencia Etcheves wurde 1971 in Buenos Aires geboren. Sie ist eine bekannte Journalistin und wurde für ihre Reportagen mehrfach mit dem Premio Martín Fierro ausgezeichnet. Auch als Produzentin und Autorin machte sie sich in Südamerika einen Namen. Viele ihrer Romane wurden Bestseller und dienten als Grundlage für erfolgreiche Netflix-Verfilmungen.

Florencia Etcheves

Fridas Köchin

Roman

Aus dem Spanischen
von Anja Rüdiger

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2025

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright © 2023 Thiele Verlag in der

Thiele & Brandstätter Verlag GmbH, Wien

Umschlaggestaltung: UNO nach einer Vorlage von Christina Krutz

KN · Herstellung: ik

Satz: Christine Paxmann text • konzept • graphik, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49563-4

www.goldmann-verlag.de

Teil 1

1

Buenos Aires, August 2018

Meine Großmutter kannte sich aus mit dem Tod. Als Mexikanerin hatte sie eine nahezu leidenschaftliche Beziehung zu ihm. Sie gab ihm Kosenamen wie einem Geliebten und machte sich über ihn lustig. Sie beschimpfte ihn, um ihn zu vertreiben: Knochenmann, Höllenbrut, Sensenmann, Schnitter. Doch all das nutzte ihr am Ende nichts. Das Unvermeidliche konnte selbst sie nicht verhindern.

»Für mich ist die Party vorbei, Kleines«, murmelte sie, als ich meine Hand auf die ihre legte. Ihre einstmals so kräftige Stimme war zu einem leisen, brüchigen Flüstern geworden.

»Der Knochenmann ist hier, ich habe ihn gesehen. Riechst du ihn?«

Die Luft roch nach Zitrusfrüchten. Auf dem Nachttisch stand eine mit Wasser gefüllte Schale mit Orangenscheiben und Ingwerstücken, die einen Duft verströmten, der mich an die Abende meiner Kindheit erinnerte. An die Stunden, in denen ich am Küchentisch bei meiner Großmutter saß und ihre präzisen Anweisungen befolgte:

»Die Zitronen und die Pampelmusen in dünne Scheiben schneiden; Rosmarin, Lorbeer, Thymian und Minze mischen, aber nur so viel, dass es in eine Handfläche passt; Vanille- und Zimtstangen in einem steinernen Mörser zer-

mahlen, bis sie die richtige Konsistenz haben, so fein und flüchtig wie Sand.«

Und nun lag die Alchemistin, die mich gelehrt hatte, wie man natürliche Aromen herstellte, auf weißen Kissen in ihrem Bett und war bis zur Brust mit einer dieser dunkel-violetten Wolldecken zugedeckt, wie sie im Seniorenheim zu jedem Bett gehörten.

»Ich wünsche mir einen glücklichen Abschied, und diesmal werde ich nicht mehr zurückkommen«, sagte sie mit einer seltsamen Betonung.

Da ich nicht wusste, was ich darauf erwidern sollte, drückte ich nur ihre knochige Hand, die im Alter auf die Größe einer Kinderhand geschrumpft war, und mein Blick fiel auf einen Tiegel mit Creme, der neben der duftenden Glasschale auf dem Nachttisch stand. Ich ließ ihre Hand los, öffnete die Dose vorsichtig und tauchte meinen Finger in die weiße Creme. Mit der freien Hand zog ich die violette Decke behutsam zurück und schob ihr langes Nachthemd nach oben, um ihr die Beine einzucremen.

Die Beine meiner Großmutter hatten ihre schlanke Form und die Festigkeit der Haut bewahrt. Sie sagte immer, sie habe die Beine einer Tänzerin, und niemand widersprach. Mit den Jahren war ihre einst sonnengebräunte Haut immer blasser geworden, sodass nun die bläulichen Adern zu sehen waren, die ein landkartenähnliches Muster bildeten, feine Flüsse, die von den Fußknöcheln bis hin zu den Oberschenkeln verliefen. Ich folgte den Adern und betupfte sie mit der kühlen Creme. Nachdem beide Beine mit kleinen weißen Punkten bedeckt waren, begann ich alles vorsichtig einzumassieren und strich mit den Händen an ihren Beinen entlang. Bei dem Muttermal an der Seite ihres Oberschenkels, etwa eine Handbreit über dem Knie hielt ich kurz inne, um es noch einmal zu betrachten: ein dunkles vollkomme-

nes Oval von der Größe einer Münze. Meine Großmutter hatte stets lange Röcke getragen, die das auffällige Muttermal knapp bedeckten und gleichzeitig ihre perfekt gerundeten Waden gut zur Geltung brachten. Sie achtete stets auf die ideale Länge. In den heißen Sommernächten jedoch, wenn sie ihre kurzen Musselin-Nachthemden trug, war es mir manchmal gelungen, einen Blick auf das dunkle Mal zu erhaschen, das in meinen kindlichen Augen etwas ganz Besonderes war.

Als ich jetzt mit dem Zeigefinger nachdenklich die Umrisse der schokoladenfarbenen Erhebung nachzeichnete, erinnerte ich mich plötzlich wieder an die Reaktion meiner Großmutter, als ich sie als kleines Mädchen gefragt hatte, warum ihr Bein so gezeichnet war. Meine Frage war ihr offenbar unangenehm. Mit einer raschen Bewegung hatte sie ihr Kleid nach unten gezogen, als hätte ich sie bei einer Sünde erwischt. Und dann hatte sie mir mit verschwörerischer Stimme eine Geschichte aus ihrer Heimat Oaxaca erzählt: Vor langer Zeit waren dort, in San Pedro Mixtepec, ein paar Jäger zu einem riesigen Felsen gekommen. Auf dem Felsen war eine seltsame Zeichnung zu sehen gewesen – die Silhouette einer indigenen Frau, deren nackter Körper nur mit ihren langen Zöpfen bedeckt war und die ein dunkles Mal auf dem Oberschenkel hatte. Keiner konnte sich erklären, was diese Zeichnung bedeutete, aber neben dem Felsen fand sich eine große Menge Blei, und die Jäger stopften sich das Blei in ihre Taschen, um daraus Pistolenkugeln herzustellen. Die Mär von der Felsenfrau ging von Mund zu Mund, und bald schon pilgerten die Menschen in Heerscharen zu dem Stein, um die magische Frau auf dem Felsen zu sehen. Doch diese forderte ihren Tribut: Viele, die den Felsen bestiegen hatten, verschwanden, und die Einheimischen schworen, dass sie nachts ihre furchtbaren Schreie hören konnten. Nur

einer von ihnen kehrte lebend zurück. Und er erzählte jedem, der es hören wollte, und mit Panik im Blick, dass die Frau mit den Zöpfen und dem ovalen Mal auf dem Bein eine mächtige Hexe sei. Meine Großmutter versicherte mir, dass sie eine direkte Nachfahrin der magischen Felsenfrau sei, und dies sei auch der Grund für das Muttermal an ihrem Bein. Natürlich glaubte ich ihr jedes Wort, ja, ich war so beeindruckt von dieser Geschichte, dass ich mir lange Zeit mit einem braunen Filzstift einen ovalen Fleck aufs Bein malte. Ich wollte auch zu dieser Ahnenreihe von magischen Frauen gehören. Der Fleck hielt nicht besonders lange, jeden Abend wurde er mit Wasser und Seife abgeschrubbt.

»Es ist so weit, Paloma. Es ist Zeit, sie gehen zu lassen«, sagte eine der Pflegerinnen leise, während sie mir ihre warme Hand auf die Schulter legte.

Nayeli Cruz, meine Großmutter, die magische Tehuana mit den grünen Augen, starb im Alter von zweiundneunzig Jahren, bevor ich die Creme auf ihren immer noch schönen Beinen fertig einmassieren konnte.

Tehuantepec, Dezember 1939

Wie jeden Morgen streckte Nayeli Sekunden, bevor sie die Augen öffnete, in dem kurzen Moment zwischen Schlaf und Erwachen, ihren Arm aus, um mit den Fingerspitzen die andere Seite ihres Bettes abzutasten. Denn sie konnte sich nicht vorstellen, einen Tag zu beginnen, ohne ihre Hand auf Rosas warme Wange zu legen. Obwohl Nayeli drei Jahre jünger war als ihre Schwester, hielten viele die beiden für Zwillinge. Sie hatten die gleichen schlanken Beine mit wohl gerundeten Waden, die gleichen kräftigen Hüften, volle Lippen, deren natürliche Form sie so aussehen ließen, als ob sie immer lächelten, und glänzendes schwarzes Haar, das ihnen wie ein Seidenvorhang bis zu den schlanken Taillen fiel. Ihre Augen jedoch waren unterschiedlich. Die von Rosa waren schmal und braun wie die Farbe des schlammigen Flusses. Nayelis Augen hingegen waren rund und grün wie zwei Kaktusblätter. »Wir Tehuanas hier am Isthmus von Tehuantepec haben alle Rassen der Welt in unserem Blut«, pflegte Ana, ihre Mutter, jedes Mal zu sagen, wenn sich jemand über den ungewohnten Anblick eines helläugigen zapotekischen Mädchens wunderte.

Rosas Bewegungen waren stets voller Anmut: Ihr ganzer Körper schien zu einer Musik zu tanzen, die nur sie hören konnte. Manche Leute gingen an ihrem Marktstand vorbei, nur um zuzusehen, wie sie mit ihren langen, schlanken Fingern die Früchte sortierte, denn Rosa machte selbst diese simple Aufgabe zu etwas Sehenswertem. Voller Zärtlichkeit

legte sie die Bananen, Mangos, Feigen und Unmengen von Kirschen in ihren mit Blumen bestickten Rock, um sie dann mit der Sanftheit einer Mutter, die ihrem Kind über den Mund wischt, zu reinigen, und bevor sie die Früchte in die Körbe gab, verabschiedete sie sich von jedem Obst mit einem leichten Kuss.

Seit frühester Kindheit teilten sich die Schwestern ein Zimmer, es war das größte und geräumigste Zimmer in dem kleinen Haus der Familie Cruz. Dies hatte Miguel, ihr Vater, so entschieden, nachdem die kleine Nayeli beinahe an einem schrecklichen Fieber gestorben wäre. Dafür brauchte er nicht viele Worte, er war ein stiller Mann, dem jedoch niemand zu widersprechen wagte.

Die Eltern hatten alles versucht, um die kleine Nayeli zu retten. Doch weder die drei Erdhühner, die sie Leraa Queche, dem Medizingott, opferten, noch die Tag und Nacht brennenden Kerzen für Nonachi, den Aditen der dreizehn Götter, noch der gelehrte Meister, der sich für die Vermittlung bei den unirdischen Göttern einsetzte, halfen, das Mädchen zu heilen: Ihr kleiner Körper war zu einem heißen Bündel aus Fleisch und Blut geworden, das in einem verzweifelten Kampf und um nicht zu ersticken, um sich schlug. Und schließlich war es Rosa, die damals kaum sechs Jahre alt war, die die Rettung brachte.

»Eine alte weißhaarige Frau hat mir dies für meine kleine Schwester gegeben«, sagte sie mit seltsam fremd klingender Stimme und streckte ihre Hände aus, in denen sie einen kleinen, geflochtenen Korb hielt.

In dem Korb befand sich eine klebrige Masse, die ihre Eltern zögernd beäugten. Dann schauten sie ihre älteste Tochter etwas ratlos an, doch Rosa sprach gleich weiter.

»Sie sagte mir, wir müssen das Harz anzünden und dann Nayelis Kopf ganz dicht an den weißen Rauch bringen.«

Die Bestimmtheit, mit der das Mädchen ihre Worte vorbrachte, ließ keinen Raum für Zweifel, und der Wunsch der Eltern, Nayelis Leben zu retten, war so groß, dass sie nicht einmal bemerkten, dass Rosa mit ungewohnt fester Stimme sprach. Genauso wenig, wie ihnen auffiel, dass die Kleine ungewohnt festlich gekleidet war – mit ihrem Rock und ihrem Huipil, der typischen Bluse der indigenen mexikanischen Frauen, die mit roten und goldenen Blumen bestickt war. Und die sonst bloßen Füße der Kleinen steckten in Lederschuh.

Die Madrina Juana lief zu ihrem Haus und brachte eine Steinschale, die sie für gewöhnlich zum Mahlen von Samen benutzte. Sie bestrichen die Innenseite der Schale mit etwas Harz und legten den Rest, zu einer Kugel geformt, hinein. Miguel zündete ein Stück Holzkohle an und gab sie ebenfalls in die improvisierte Copalera. Sie wussten nicht, woher Rosa die Kraft nahm, die kleine Schwester in ihren Armen zu halten, aber sie wagten nicht zu hinterfragen, was wie ein Ritual aussah. Irgendetwas hatte ihrer älteren Tochter das Wissen und die Macht gegeben.

Der weißliche Rauch erfüllte das Haus, und der intensive Geruch des Harzes drang allen in die Lunge. Rosa legte Nayeli dicht neben der Schale auf eine gewebte Decke am Boden. Gleich darauf verdichteten sich die Rauchschwaden zu einer Wolke, die die Kleine einhüllte wie ein Mantel, der plötzlich vom Himmel gefallen war. Niemand bewegte sich, aus Angst, den Zauber zu brechen. Sogar Rosa, die Einzige in der Familie, die zu wissen schien, was zu tun war, rührte sich nicht.

Ein durchdringender Schrei aus Nayelis Kehle ließ alle zusammenzucken, und die Wolke verschwand. Ana und die Madrina Juana bedeckten gleichzeitig ihre Augen, da sie nicht nachzusehen wagten, was mit dem Kind geschehen war.

»Schaut meine kleine Schwester an, sie glüht nicht mehr!«, rief Rosa aus und nahm Nayeli in die Arme. »Und sie lächelt. Schaut, schaut nur, wie sie lächelt!«

Als die drei Erwachsenen sich über die kleine Nayeli beugten, lächelte sie nicht mehr, aber das Fieber war verschwunden, und ihre Brust hob und senkte sich nicht mehr zitternd wie die eines verwundeten Tieres.

»Du hast deiner kleinen Schwester das Leben gerettet, Rosa«, sagte Miguel ergriffen. »Von heute an sollst du ihr Schutzengel sein. Ihr werdet zusammen in dem großen Zimmer schlafen, damit du sie vor den Dämonen und den Jaguaren bewahren kannst, die in den Nächten manchmal ums Haus schleichen.«

Rosa nahm den Auftrag ihres Vaters sehr ernst. Im Laufe der Jahre wurde sie für Nayeli zu einer Art Talisman. Sie war das Letzte, was Nayeli vor dem Einschlafen berührte, und das Erste nach dem Erwachen. Doch an diesem Morgen tasteten ihre Finger vergeblich nach der Wärme von Rosas Körper. Nayeli streckte die Hand noch ein wenig weiter aus, doch da war nichts. Sie hatte keine andere Wahl, als die Augen zu öffnen, um zu sehen, was sie bereits ahnte: Ihre Schwester lag nicht mehr neben ihr im Bett.

»Mama, Mama!«, rief Nayeli aufgeregt, als sie auf bloßen Füßen und in ihrem weißen Baumwollnachthemd zum Zimmer ihrer Eltern rannte. »Rosa ist nicht mehr da.«

Ana blickte kaum auf, als ihre jüngste Tochter ins Zimmer stürmte. Sie saß ganz still in ihrem Schaukelstuhl aus Korbgeflecht. Nayeli konnte sich nicht erinnern, wann sie ihre Mutter das letzte Mal so reglos hatte dasitzen sehen, ohne dass ihre Hände mit Kochen, Nähen oder dem Flechten von Körben beschäftigt waren.

»Mama«, beharrte Nayeli leise, sie brachte kaum mehr als ein Flüstern über die Lippen. »Was ist passiert? Und wo ist Rosa?«

»Pedro hat sie gestohlen, meine kleine Tochter«, sagte Ana leise.

Miguel trat zu seiner jüngsten Tochter und strich ihr zärtlich über das schwarze Haar, das ihr auf den Rücken fiel.

»So will es die Tradition, Nayeli«, erklärte er. »Deine Schwester ist jetzt alt genug, um eine eigene Familie zu gründen. Die Madrina Juana und deine Cousinsin sind im Haus von Pedro Galván, um zu bezeugen, dass Rosa unserem Haus und unserer Familie alle Ehre gemacht hat.«

Nayeli hätte laut herausschreien mögen, dass ihre Schwester Pedro überhaupt nicht liebte, dass die Familie diese Hochzeit verhindern solle, dass Rosa noch zu jung sei, um an eine Familie mit eigenen Kindern zu denken, doch stattdessen stampfte sie mit ihrem nackten Fuß auf, schlug die Tür hinter sich zu und rannte zum Haus Pedro Galváns.

Unter den erstaunten Blicken der halb nackten Frauen, die im Fluss badeten und gleichzeitig ihre Kleidung wuschen, lief sie die Abkürzung am Ufer entlang. Die Frauen starrten ihr hinterher, denn so etwas wie dieses junge Mädchen mit den grünen Augen und dem hellen Nachthemd, das, wie vom Teufel gejagt, am sandigen Ufer des Flusses entlangrannte, gab es sonst nicht zu sehen.

Das Haus der Familie Galván war geräumig, mit steinernen Mauern und Dächern, die halb mit Lehmziegeln und halb mit Stroh gedeckt waren. Die Familie war 1931 an den Isthmus von Tehuantepec gezogen, wenige Tage nachdem das Erdbeben in Oaxaca alles, was sie besaßen, zerstört hatte. Das grausame Beben hatte nicht nur die Stadt ausgelöscht, sondern auch den sozialen Status, den die Galváns innehatten. Die vormals reiche Familie wurde zu bescheidenen Obst- und Gemüsehändlern, die ihre Waren auf dem Markt verkauften, sie mussten sich ihr Ansehen erst wieder verdienen, doch sie waren so froh, mit dem Leben davongekom-

men zu sein, dass sie sich geschworen hatten, sich nie mehr über irgendetwas zu beschweren. Nur Pedro hatte diesen Schwur offenbar nicht getan.

Nayeli brauchte sich nicht heimlich ins Haus zu schleichen oder irgendwelche Ausreden erfinden – man hörte und sah auch so, was drinnen vor sich ging. Alle Fenster und die Tür mit dem grünen Rahmen standen offen. Sie musste nur an das größte Fenster herantreten, hinter dem ihre Schwester auf einem schmalen Bett mit reinen weißen Laken lag, den Körper mit einer ebenfalls weißen Baumwolldecke bedeckt.

Die Madrina Juana, die Rosas Patentante war, leitete die Zeremonie. Niemand kannte sich besser mit den alten Riten aus, und niemand war besser dazu geeignet, den Brauch der geraubten Jungfrau, den *robo zapoteca*, zu überwachen. Ihre Schwestern Josefa und Leticia ließen rote Blütenblätter und Papierschnipsel auf Rosa niederregnen, die sie von ihrem Bett aus mit einem traurigen Lächeln ansah. Jemand hatte ihr ein zinnoberrotes Tuch um den Kopf gelegt.

»Bist du einvernehmlich hier, mein Kind?«, fragte die Madrina Juana sie jetzt.

Rosa setzte sich im Bett auf, lehnte den Rücken an die Wand und verschränkte die Arme vor der Brust. Auf der anderen Seite des Fensters versuchte Nayeli das Zögern ihrer älteren Schwester zu deuten.

»Ja, Madrina«, sagte Rosa schließlich mit fester Stimme.

Ihre dunklen Wangen erröteten, und ihre braunen Augen waren mit Tränen gefüllt, die nur von ihren Wimpern zurückgehalten wurden. Ihre nackten Schultern zitterten, und für eine Sekunde schien der Glanz ihres Haars zu verblassen. Rosa hatte nicht die Wahrheit gesagt, und Nayeli wusste es sofort.

Die scheinbar wohlgemeinten Ratschläge der Frauen, die um das Bett herumstanden, ließen nicht lange auf sich warten und hallten von den Wänden des Zimmers wider.

»Es ist nicht richtig, dass du mit deinem Freund weggelaufen bist, aber wir verstehen, dass es Tradition ist.«

»Von nun an wirst du eine neue Familie haben, die du respektieren und lieben musst.«

»Du musst sowohl deinem Mann als auch seinen Eltern mit Respekt begegnen.«

»Du musst deine Kinder zu Fleiß und Mut erziehen.«

»Du darfst nicht zögern, Kinder zu gebären, denn das ist die größte Gabe, die wir Frauen haben.«

Nayeli war davon überzeugt, dass sie ihre Schwester irgendwie retten musste, sie war es ihr schuldig. Also wandte sie sich vom Fenster ab, schlich sich so leise wie möglich um das Haus herum und wick geschickt den Körben aus, die jeden Tag für den Verkauf auf dem Markt mit Obst und Gemüse aus dem Garten gefüllt wurden. Und auch den Gestellen aus Bambusstangen und Bananenblättern, die noch einmal doppelt so viel Ware enthielten, wie in die Körbe passte. Sie verharrte einen Moment vor der kleinen Tür, die zur Küche des Hauses führte. Der Duft von frisch gebackenem Brot und Tamales – gefüllten Maisblättern – stieg ihr in die Nase und ließ ihren Magen knurren. Schließlich hatte sie noch nicht gefrühstückt.

Als sie die Eingangstür mit dem grünen Rahmen erreichte, trat sie so selbstbewusst ein, dass keine der Frauen im Haus auf sie achtete. Einige schälten Obst, andere waren damit beschäftigt, Kränze aus roten Rosen zu binden. Entschlossen ging Nayeli durch einen schattigen Gang mit feuchten Lehmwänden, wo das Sonnenlicht, das sonst jeden Raum des Hauses durchflutete, nicht hinkam. Sie erkannte das Zimmer wieder, das sie durch das Fenster gesehen hatte, trat leise ein und ließ sich unauffällig in einer Ecke nieder.

Sie kam gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie ihre Schwester der Madrina Juana aus ihrem Bett ein weißes Tuch mit

rotem Fleck reichte. Tanten und Cousinen jubelten und klatschten aufgeregt in die Hände. Gleich darauf verließen die Frauen in einer Prozession das Zimmer, angeführt von der Madrina Juana, die das Tuch mit dem jungfräulichen Blut wie ein Neugeborenes in den Armen hielt.

»Was machst du denn hier?«, fragte Rosa, als sie Nayeli entdeckte, die allein im Zimmer zurückgeblieben war.

»Was machst *du* hier? Schnell, zieh dich an, und lass uns sofort nach Hause gehen!«, befahl Nayeli aufgeregt. Sie hob Rosas Rock und den Huipil auf, die zerknüllt auf dem Boden lagen, und warf alles aufs Bett. »Los, los, zieh dich an! Wir müssen hier weg.«

»Ach, meine Kleine«, sagte Rosa in mütterlichem Ton. »Komm her zu mir.«

In diesem Moment wusste Nayeli, dass sie ihre Schwester verloren hatte. Dennoch gehorchte sie und setzte sich neben sie an den Rand des Bettes. Rosa nahm ihre Hände, küsste sie und sagte dann eindringlich:

»Du musst gehen.« Nayeli öffnete den Mund, um sie zu unterbrechen, aber Rosa legte ihren Zeigefinger an die Lippen. »Ich bin jetzt die Frau von Pedro Galván. Ich habe ihm meinen Körper gegeben, um den deinen zu retten. Aber du bist nicht sicher, denn schon bald wird sein Bruder Daniel kommen und dich holen.«

»Wovon sprichst du, Rosa? Ich verstehe nicht.«

»Du bist eine grünäugige Tehuana, meine Kleine. Du bist ein Kind der Götter, und die Familie Galván hat es auf dich abgesehen. Sie wollen unbedingt den Status zurückerlangen, den sie durch das Erdbeben verloren haben.«

»Unsere Familie wird das nicht zulassen. Lass uns sofort von hier verschwinden.«

»Ich bleibe«, erklärte Rosa bestimmt. »Ich werde mit Pedro eine Familie gründen und Kinder haben.«

»Aber du liebst ihn doch gar nicht«, sagte Nayeli mit tränererstickter Stimme.

Rosa stand aus dem Bett auf. Sie war splitternackt. Blaue Flecken auf ihren Oberschenkeln zeigten, dass das, was in der Nacht geschehen war, nicht einvernehmlich stattgefunden hatte. Langsam ging sie zu der Stelle, wo ihre Tehuana-Kleidung auf dem Boden lag. Trotz ihres Unbehagens und der Resignation bewegte sie sich so anmutig, als ob ihr Körper die Luft streichelte.

Schweigend zog sie ihren langen Rock und den Huipil an. Dann teilte sie ihr dunkles Haar und flocht es zu Zöpfen. Als sie sie mit einem violetten Band am Kopf befestigte, sah sie, wie ihre kleine Schwester, ihr wohlbehüteter Schatz, sie mit der gleichen Faszination betrachtete wie immer. Rosa musste lächeln. Erleichtert stellte sie fest, dass der Verlust ihrer Jungfräulichkeit ihre Anziehungskraft offenbar nicht gemindert hatte. Sie wischte sich ihre verschwitzten Hände am Rock ab und kniete dann vor Nayeli nieder, die immer noch auf der Bettkante saß.

»Du hast recht, mein kleines Mädchen. Ich liebe Pedro nicht, aber weißt du denn überhaupt, was Liebe ist?«, fragte sie.

Nayeli schüttelte den Kopf und biss sich auf die Lippen, um nicht zu weinen.

»Liebe ist eine Tragödie. Manche Menschen ertragen sie aus freien Stücken, und anderen wie uns zwingt man sie auf. Aber sie ist niemals glücklich. Es gibt keine glücklichen Liebesgeschichten, und ich will, dass du glücklich bist und dass du eine Geschichte hast. Deswegen lauf weg, kleine Schwester, lauf weg, weit, weit weg.«

»Wie weit weg, Rosa?« Nayeli sah ihre Schwester bestürzt an. Die Fragen sprudelten aus ihr heraus wie ein Wasserfall. Sie wusste, dass ihre große Schwester sich niemals irrte, und

vertraute niemandem so wie ihr. »Und was sage ich unseren Eltern? Und mit welchem Geld soll ich weglaufen? Weiter weg als bis zum Hügel bin ich doch noch nie gewesen.«

Rosa drückte Nayelis Hände ganz fest und blickte sie so eindringlich an wie nie zuvor. Dann nahm sie vorsichtig die Kette ab, die sie um den Hals trug, und legte sie ihrer kleinen Schwester um.

»Dieses Amulett wird dich beschützen. Du bist ein Kind des Augenblicks, Nayeli. Und ich werde nicht zulassen, dass du den falschen Weg einschlägst.«

Und so nahmen die Dinge ihren Lauf.

Buenos Aires, August 2018

Ein paar Minuten nachdem meine Großmutter ihren letzten Atemzug getan hatte, ging ich ins Badezimmer, um in den Spiegel zu schauen. Ich brauchte diesen Moment für mich, ich wollte sehen, ob ich bereits gealtert war. Nayeli hatte immer gesagt, dass, wenn unsere Vorfahren sterben, diejenigen von uns, die auf der Erde zurückbleiben, zu altern beginnen.

Doch bevor ich mein Spiegelbild betrachtete, wusch ich mir das Gesicht. So wie süße Flüsse in die salzigen Tiefen des Meeres münden, vermischte sich das klare kalte Wasser mit meinen heißen Tränen.

Ich wischte mir mit dem rosafarbenen Waschlappen über die Wangen, die Stirn und den Nacken; er roch noch nach Nayelis Puder, dem Puder mit dem Veilchenduft, den sie stets benutzt hatte, um ihren Körper zu parfümieren.

Der Maurer, der den quadratischen Spiegel in die weißen Fliesen eingelassen hatte, war ziemlich nachlässig gewesen, denn der Spiegel saß schief in der Wand, und ich musste meinen Kopf zur Seite neigen, um mich zu betrachten. Ich konnte keine neuen Zeichen des Alterns entdecken, meine Haut war glatt und mein Haar immer noch dunkel und glänzend. Ich beugte mich vor und sah genauer hin, doch es gab keine silbergrauen Strähnen oder neue Falten, die mit einem Mal da gewesen wären. Ich sah aus wie immer. Die Theorie meiner Großmutter hatte sich als falsch erwiesen: Ich sah nicht älter aus, weil sie gestorben war. Aber ich fühlte mich plötzlich sehr einsam.

Glorias Stimme erinnerte mich daran, dass auf der anderen Seite der Tür der Leichnam meiner Großmutter lag und dass es nun an mir war, mich um einen angemessenen Abschied zu kümmern.

»Paloma, meine Liebe, ist alles in Ordnung?«, fragte sie und klopfte an die Tür.

Mit ihren neunzig Jahren war Gloria Morán so etwas wie die gute Seele der *Casa Solanas*, des Seniorenheims, das das letzte Zuhause meiner Großmutter gewesen war. Als die Pflegerinnen auf einer Seite des Patios einen kleinen, weiß gestrichenen Holztisch und einen Korbsessel aufgestellt hatten, hatte die alte Dame beschlossen, die meiste Zeit des Tages dort zu verbringen, und so machten sie es ihr mit einer Topfpflanze, einer Thermoskanne mit Pflirsichtee, einer grünen Tasse und einem Schirm, der sie vor der Sonne schützte, gemütlich. Und Gloria hatte sich dort eingerichtet. Sie stellte eine Dose mit Buntstiften auf das Tischchen, daneben legte sie weiße Hefte, die sie mit Vögeln und Tieren füllte, und ein paar Zeitungen, aus denen sie stets gewissenhaft die letzte Seite heraustrennte, um das Kreuzworträtsel, das sie nicht mochte, zu entfernen.

Als ich jetzt aus dem Badezimmer trat, stand nun auch Don Eusebio Miranda, der Leiter des Seniorenheims, im Zimmer und schaute wie Gloria bekümmert auf das Bett, in dem meine tote Großmutter ganz friedlich lag. Er trug einen braunen Leinenanzug und eine dazu passende Krawatte mit gelben Tupfen. Sein ernster Gesichtsausdruck war dem traurigen Anlass angemessen.

»Señorita Cruz, ich bedaure Ihren Verlust, der auch ein großer Verlust für uns alle ist. Wir werden Ihre Großmutter sehr vermissen«, rezitierte er den auswendig gelernten Satz, den er als Leiter des Seniorenheims viel zu oft aussprechen musste.

Er sprach mir mit salbungsvollen Worten sein Beileid aus, doch ich hörte kaum, was er sagte, und dachte stattdessen über

meinen Namen nach. Paloma Cruz. Cruz wie meine Mutter. Cruz wie meine Großmutter. Dieser Name, den wir vom Isthmus von Tehuantepec mitgebracht hatten. Vier Buchstaben, die das Schicksal von drei Generationen Frauen ohne Männer besiegelten. Meine Großmutter, die meine Mutter allein aufgezogen hatte, hatte es mit Humor genommen. »Cruz wie das Kreuz, das wir alle tragen«, hatte sie immer wieder kopfschüttelnd gesagt und hatte das Kreuz, ohne Mann zu leben, an ihre Tochter weitergegeben, die meine Mutter werden sollte. In diesem Moment fiel mir ein, dass ich sie anrufen musste. Die Nachricht von Nayelis Tod würde sie sicher interessieren. Todesnachrichten interessierten sie immer, dann lief sie zu Höchstform auf: eine große dunkle Brille zu einem schmalen schwarzen Kleid, mit dem sie aller Welt bewies, dass sie trotz der Jahre immer noch eine gute Figur hatte, das dunkle Haar streng zurückgekämmt, mit verhangenem Blick und bühnenreifer Trauermiene, die ebenso theatralisch wie einstudiert war. Felipa Cruz verstand es, ihre Abschiede so zu inszenieren, als würde sie wirklich leiden. Darin war sie eine Meisterin.

»*Chaucito*, bis bald, meine Kleine«, hatte sie mit Tränen in den Augen gesagt, wenn sie mich bei meiner Großmutter zurückließ, um nur an meinen Geburtstagen und an Weihnachten wieder aufzutauchen. Ich erinnerte mich, dass ich mir drei Tage lang nicht das Gesicht gewaschen hatte, nur weil ich nicht wollte, dass die Seife und das Wasser den roten Abdruck wegwischten, den ihr Lippenstiftkuss auf meiner Stirn hinterlassen hatte.

»Señorita Cruz, ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung, lassen Sie mich einfach wissen, wenn Sie noch etwas benötigen«, sagte Eusebio Miranda mit jener übertriebenen Freundlichkeit, die Menschen an den Tag legen, wenn sie einen eigentlich loswerden wollen. Meine Großmutter war tot, ihr Zimmer wurde frei, und ich gab dem Leiter des

Seniorenheims die Kontaktdaten des Bestattungsunternehmens, das ein paar Monate zuvor die Beerdigung einer Nachbarin organisiert hatte. Damals war ich so unsichtig gewesen, die Telefonnummer abzuspeichern, weil ich wusste, dass ich sie früher oder später brauchen würde.

Und dann hatte ich kurz das Gefühl zu ersticken. Die Mischung aus dem Orangenaroma, dem intensiven Veilchenduft und der Creme, mit der ich meiner Großmutter nun nicht mehr die Beine massieren konnte, verursachte mir auf einmal Übelkeit. Als ob Gloria es gespürt hätte, trat sie zu mir und legte mir den Arm um die Schulter.

»Lass uns in den Patio hinausgehen, Liebes. Hier gibt es nichts mehr für uns zu tun. Lass uns draußen darauf warten, dass sie abgeholt wird.« Sie drückte mir sanft die Schulter. »Deine Großmutter ist jetzt nicht mehr hier. Sie wird in irgendeinem Paradies sein und darf ihre Köstlichkeiten nun für die Götter zubereiten.«

Ich stellte mir meine Großmutter inmitten von Gemüse, Obst, Kräutern und verführerisch duftenden Töpfen vor, wie sie mit ihren Engelsflügeln über den Wolken kochte, und musste unwillkürlich lächeln.

»Oder sie hat einen Spieleabend organisiert«, sagte ich und wischte mir eine Träne weg.

»Oder sie unterhält alle mit ihren stets zutreffenden Weisheiten«, entgegnete Gloria und zwinkerte mir zu.

Sie hatte recht: Meine Großmutter hatte für alles einen guten Rat, in ihrem Leben schien es keinen Zweifel zu geben. Sie behauptete etwas mit wissenschaftlicher Überzeugung, obwohl sie nie studiert hatte. Die vielen Lücken in ihrem Wissen füllte sie mit ihrer überbordenden Fantasie. Sie war eine wahre Meisterin darin, einem die makabersten und unglaublichsten Geschichten, die sich oft nur aus Gerüchten speisten, als hundertprozentige Wahrheit zu verkaufen. Die Realität oder die

Fakten waren für Nayeli nur unbedeutende Zutaten, die sie nach Lust und Laune verändern konnte. Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum meine Kindheit sich stets auf der verschwommenen Grenze zwischen Realität und Fantasie bewegte, die meine Großmutter jeden Tag aufs Neue befeuerte.

»Lass uns ein Spiel spielen«, hatte sie jeden Abend gesagt, während sie für uns beide den Tisch deckte. Sie interessierte sich weder für meine Leistungen in der Schule noch für meine Hausaufgaben und auch nicht für Streitereien mit meinen Freunden. Sie hörte nur zu, wenn ich ihr die Jungen beschrieb, die mir gefielen. »Die Liebe ist ein guter Grund dafür, dass alles andere scheitert«, sagte sie gern, wenn ich sie in meiner Begeisterung zu Wort kommen ließ, denn für meine Großmutter waren die Liebe und das Scheitern zwei Dinge, die stets zusammengehörten. »Lass uns lieber *Cadavre Exquis* spielen.«

Meine Großmutter liebte dieses Schreibspiel, das sie mit dem Anfang einer erfundenen Geschichte begann. Den zweiten Teil steuerte ich bei, und dann folgte sie mit dem nächsten Teil. Wir konnten Stunden damit verbringen, unsere Geschichten auszuschmücken, und am Ende wussten wir nicht mehr, was von dem, das wir geschrieben hatten, wahr und was in unserer Fantasie entstanden war.

Wir betraten den Patio des Seniorenheims, der dank eines verschiebbaren Glasdachs sowohl im Winter als auch im Sommer genutzt werden konnte. Nun war das Dach geöffnet, und ein blauer Himmel spannte sich über den Patio. Vorsichtig ließ sich Gloria in ihrem leichten rosafarbenen Baumwollkleid auf einem der Stühle nieder.

»Ich werde die köstlichen mexikanischen Gerichte vermissen, die Nayeli immer für mich gekocht hat. Die Namen konnte ich mir nie merken, aber an den Geschmack erinnere ich mich noch gut. Deine Großmutter war wirklich eine begnadete Köchin«, erinnerte sie sich, während sie die Falten

ihres Kleids glättete. »Mit ein wenig Mehl, Milch, Eiern und Zucker konnte sie ein knuspriges Brot backen, und das ganze Haus war erfüllt von einem wunderbaren Duft. Übrigens gibt es ein Notizbuch mit ihren Rezepten. Sie selbst hat sie aufgeschrieben.«

»Meine Großmutter hat ihre Rezepte aufgeschrieben?«, fragte ich erstaunt.

Obwohl Nayeli irgendwann Lesen und Schreiben gelernt hatte, hatte sie es nicht gern getan. Sie hatte immer gesagt, dass die Buchstaben sich in den Zeilen zusammenrollten wie kleine Kätzchen. Das Einzige, was sie regelmäßig studierte, waren die Preisschilder im Supermarkt, und auch dafür hatte sie eine ganze Weile gebraucht.

»Ja, hat sie. Sie saß oft hier in diesem Hof und schrieb und schrieb«, bestätigte Gloria.

»Wo ist denn dieses Rezeptbuch? Ich würde es gern als Andenken haben.«

Gloria zuckte gleichmütig mit den Schultern. Offenbar wusste sie es auch nicht.

Nachdenklich runzelte ich die Stirn. Unter den wenigen Habseligkeiten, die meine Großmutter in der *Casa Solanas* besessen hatte, gab es kein Notizbuch. Das wusste ich genau, da üblicherweise ich ihre Schränke, die Toilettenartikel und ihr Nähkästchen aufgeräumt hatte.

»Die Leute vom Beerdigungsinstitut sind hier.« Eusebio Miranda war unbemerkt in den Patio getreten und unterbrach unser Gespräch.

Ich nickte und stand auf. Die folgenden Stunden verschwimmen in meiner Erinnerung. Nur wenige Dinge sind mir klar im Gedächtnis geblieben: das Nachthemd aus weißem Musselin, das Nayeli bei ihrer Beerdigung tragen wollte und das sie selbst mit kleinen Blumen bestickt hatte; der Abdruck ihres schmalen Körpers, der auf dem Laken zurück-

blieb, als die beiden Herren vom Beerdigungsinstitut sie in den Sarg legten; der metallische Geschmack des Kaffees, den eine grell geschminkte junge Frau den Anwesenden servierte; die Gebete von Doña Lourdes, einer Freundin Nayelis aus dem Seniorenheim, die ihre Stimme nicht mehr unter Kontrolle hatte, weil sie fast taub war; das hellblaue Taschentuch, das ich aus dem Nachttisch meiner Großmutter nahm, um mir die Tränen abzuwischen, und die Ankunft meiner Mutter.

Felipa Cruz inszenierte ihren Auftritt mit erstaunlichem Geschick, sodass es ihr stets gelang, die Aufmerksamkeit aller auf sich zu ziehen. An diesem Tag trug sie eine perfekt sitzende schwarze Leinenhose und eine hochgeschlossene cremefarbene Seidenbluse, kombiniert mit einer kleinen, mit Satin gefütterten Handtasche. Ihr Haar wurde im Nacken von einer silbernen Spange in Form eines Schmetterlings zusammengehalten, und ihr dezentes Make-up betonte ihre exotischen Züge und die hellen grünen Augen, die sie von meiner Großmutter geerbt hatte. Die Bewohnerinnen des Seniorenheims, die drei Pflegerinnen, die Angestellten des Bestattungsinstituts und Señor Miranda hielten inne und richteten ihre Blicke fasziniert auf meine Mutter, die das Zimmer zielstrebig durchquerte, ohne den Blick von dem polierten Zedernsarg abzuwenden, den man durch die Doppeltür sehen konnte. Der Schwung ihrer Schritte in den hochhackigen Schuhen ließ erst nach, als sie direkt davorstand.

»Warum ist der Sarg bereits geschlossen?«, fragte sie mich, ohne sich mit einem Kuss, einer Umarmung oder sonst einer Begrüßung aufzuhalten.

»Großmutter hat immer gesagt, dass sie keine schwachen Frauen mag«, antwortete ich. »Sie hätte nicht gewollt, dass man sie so sieht.«

Meine Mutter zog eine ihrer Augenbrauen hoch, um deutlich ihren Missmut auszudrücken.

»Schade. Ich hätte sie gern ein letztes Mal gesehen«, entgegnete sie knapp.

Du hättest sie ja mal anrufen oder sie in der *Casa Solanas* besuchen können, um mit ihr einen Spaziergang im Park zu machen, den sie so sehr liebte, wollte ich sagen, doch wie so oft kamen mir die Sätze nicht über die Lippen. Ich zog es vor, das zu tun, was ich in Gegenwart meiner Mutter immer tat: Ich schwieg. Als ich noch ein Kind war, war das die einfachste Lösung. Ich hatte stets Angst davor, dass sie mich nicht mehr liebhaben könnte, wenn ich etwas Falsches sagte. Später, nachdem ich begriffen hatte, dass sie mich sowieso nicht liebte, waren die unausgesprochenen Worte dann zum freiwilligen Reservoir des Friedens geworden. Einem Raum, aus dem ich ihre beunruhigende Anwesenheit zu vertreiben entschied.

»Wirklich schade, ja«, war das Einzige, was ich schließlich sagte, während ich zusah, wie Felipa einen kleinen Beutel aus grünem Samt aus ihrer Handtasche nahm.

Ich trat nahe genug an meine Mutter heran, um den süßen Duft ihres Parfüms zu riechen und zu erkennen, was ihre Finger mit den perfekt lackierten Nägeln aus dem Beutel zogen. Ganz langsam rollte sie ein langes geflochtenes Lederband ab, an dem ein Anhänger mit einem glänzenden schwarzen Stein befestigt war.

»Was ist das?«, fragte ich.

Meine Mutter, die ganz auf die Kette konzentriert gewesen war und meine Nähe nicht wahrgenommen hatte, zuckte zusammen. Ich versuchte mich an das letzte Mal zu erinnern, an dem unsere Körper so dicht beieinander gewesen waren. Es gelang mir nicht.

»Ein Amulett. Es gehörte deiner Großmutter«, entgegnete Felipa, während sie stirnrunzelnd den Sarg umrundete, um den besten Platz dafür zu suchen.

Nach ein paar Minuten, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, beschloss sie, das Band wieder zusammenzurollen, und steckte das Amulett zwischen die weißen Blumen, die Gloria auf das Kreuz aus Messing gelegt hatte, das den Sargdeckel schmückte.

»Das ist ein Obsidian«, fuhr meine Mutter mit ihrer Erklärung fort, ohne dass ich darum gebeten hatte, »ein Vulkanglas, das entsteht, wenn die Lava sehr schnell erkaltet und nicht kristallisiert. Wir Mexikaner schreiben diesem Stein schützende Kräfte zu, vielleicht weil er aus der Tiefe der Erde kommt. Er ist ein Schutzschild gegen alles Böse.«

Ich richtete den Blick auf den schwarzen Stein, der zwischen den weißen Blütenblättern hervorsah. Es war typisch für meine Mutter, mich mal wieder auszugrenzen: sie, die Mexikanerinnen, auf der einen Seite und ich allein auf der anderen, der argentinischen Seite.

»Du bist in Argentinien aufgewachsen, Mama. Du bist mindestens so argentinisch wie der Obelisk von Buenos Aires«, erwiderte ich.

Ich wartete auf eine spitze Bemerkung, denn meine Mutter hatte eine messerscharfe Zunge. Doch in diesem Fall zog sie es vor zu schweigen. Sie steckte den Samtbeutel wieder in ihre Handtasche und strich sich das perfekt sitzende Haar glatt.

»Ich brauche jetzt einen Kaffee«, sagte sie.

»Dann lass uns zusammen einen trinken.«

Meine Mutter hob abwehrend die Hand und sah mich mit ihren hellen Augen kühl an. Diesen Blick kannte ich nur zu gut.

»Keine Umstände. Ich trinke meinen Kaffee lieber zu Hause.«

Ihr kerzengerader Rücken war das Letzte, was ich von ihr sah. Sie rauschte ab wie die Herzkönigin aus *Alice im Wunderland*, nachdem sie mich geköpft hatte.

Tehuantepec, Dezember 1939

Nayeli hielt den schwarzen Obsidian, den sie von ihrer Schwester bekommen hatte, fest in der Hand. So fest, dass die ungleichmäßigen Ränder des Steins in ihre Handfläche schnitten, während sie so schnell wie möglich zum Dorfplatz rannte. Sie musste die Augen zusammenkneifen, damit die sich im Fluss spiegelnde Sonne sie nicht blendete.

Als sie an dem Platz ankam, wo normalerweise der Markt stattfand, wunderte sie sich, denn die Frauen, die immer schon vor Sonnenaufgang dort waren, um ihre Waren zu verkaufen, und diejenigen, die später kamen, um ihre Einkäufe zu machen und ihre Kleider zur Schau zu stellen, waren nicht zu sehen. Körbe voller Blumen, Gartengemüse und Brot mit braunem Zucker standen verlassen da. Die irdenen Töpfe und Gefäße, die auf bunt gewebten Decken auf dem Boden standen, waren schutzlos der Sonne ausgesetzt.

Dort, wo die Frauen normalerweise die ungekrönten Königinnen waren, sah man nun ausschließlich Männer, die emsig dabei waren, im Freien eine Halle zu errichten. Inmitten des Trubels entdeckte Nayeli ihren Vater in seiner besten Hose und einem dunklen Hemd, mit Strohhut und einem roten Tuch um den Hals. Niemand ertrug die Hitze so gut wie Miguel Cruz. Er schwitzte kaum, und wenn die Temperaturen in der Landenge von Mexiko unerträglich wurden und alle mit hängenden Köpfen und schleppendem Schritt herumschlichen, hielt er sich immer noch stolz aufrecht in seiner tadellosen Kleidung.

»Papa, Papa! Was ist los hier?«, rief Nayeli aus Leibeskräften und in der Hoffnung, sich in dem Getöse, das um sie herum herrschte, bemerkbar zu machen. Sie winkte ihrem Vater zu, der auf dem hölzernen Podest stand und nun auf sie zukam. Seine Schritte wurden übertönt vom Schlagen der Trommeln, vom Pfeifen der tönernen Okarinas und dem durchdringenden Gebimmel kleiner Glocken: Die Musikkapelle probte. Miguel trat zu seiner Tochter und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

»Was machst du hier, Nayeli? Du solltest im Haus sein, um deiner Mutter bei den Vorbereitungen für die Vela zu helfen.«

Erst jetzt fiel Nayeli wieder ein, dass zu dieser Jahreszeit das übliche Dorffest, die Vela von Tehuantepec, anstand.

»Werden wir heute Abend feiern?«, fragte sie hoffnungsvoll.

Ihr Vater nickte und forderte sie auf, ihr schönsten Kleid anzuziehen und den anderen Frauen beim Binden der Kränze und dem Aufstellen der Kerzen zu helfen.

Nayeli liebte dieses abendliche Fest, wenn die Tehuanas zum Zentrum des Universums zu werden schienen, denn sie war eine Tehuana. Eine Tehuana mit grünen Augen.

Am Abend der Vela erstrahlten die Frauen des Dorfes in ihren prachtvollen Kleidern, in die sie die Ersparnisse des ganzen Jahres gesteckt hatten. Die Röcke der Cruz-Frauen aber waren immer die schönsten, denn sie waren in einem leuchtenden Purpur gefärbt, das man aus dem Sekret der Purpurschnecken gewinnen konnte, ein Wissen, das von Generation zu Generation weitergeben worden war, und alle Dorfbewohnerinnen beneideten die Frauen der Familie Cruz um ihre purpurfarbenen Röcke.

Nayeli lief weiter zum Haus ihrer Familie und dachte an die kurze Zeit, die ihr noch blieb, bis das Fest begann, auf

das sie sich unter normalen Umständen so sehr gefreut hätte. Und sie bekam Angst. Denn die Vergangenheit kann zur Bedrohung werden, vor allem wenn sie glücklich war, und Nayeli hatte vierzehn glückliche Jahre verbracht.

Im Haus der Familie Cruz war jede Menge los, denn das Fest am Abend war einer der Höhepunkte des Jahres. Einige Frauen sangen, andere trugen den Jüngeren mit lauter Stimme die Regeln des Abends vor, als ob sie diese nicht schon beherrschten, und der Rest bereitete gewissenhaft die köstlichen Speisen zu, mit denen sie in der Nachbarschaft glänzen wollten.

Sie hatten das ganze Jahr gearbeitet und genügend Geld gespart, um sich den Seidenstoff und die Spitzen kaufen zu können, die Münzen für die Ketten und die Ohrringe, die Bänder und die Seidenfäden, aus denen sie mit geschickten Händen die Kleidung fertigten, die mehr als alles andere ihre tehuauische Abstammung verkörperte. Diese besondere Kleidung verwandelte sie nicht nur in märchenhafte Wesen, sondern machte sie zu einem Sinnbild ihrer Heimat. Es wäre undenkbar gewesen, die Röcke oder Huipiles aus den Vorjahren erneut zu tragen.

Ana Cruz sah wunderschön aus. Jedes Mal, wenn Nayeli ihre Mutter in Festkleidung sah, wie bei den Velas oder am Tag der Candelaria, wo sich die ganze Familie versammelte, um zusammen Tamales zu essen, versetzte es sie aufs Neue in Erstaunen. In diesem Jahr hatte Ana die Farbe Petrolblau gewählt. Auf ihrem purpurfarbenen Rock prangten petrolblaue Blumen, und Rock und Huipil waren mit einer Borte gesäumt, die mit geometrischen Figuren und aus Metallfäden gefertigten Blumen bestickt war. Die feine Spitze, die unter dem Samtrock hervorblitzte, hatte Ana selbst über Monate mit der Hand gefertigt. Um ihren Hals trug sie eine Kette aus goldenen Münzen, die bei jeder Bewegung klingelte, als

wäre ihr ganzer Körper ein von Engeln gespieltes Instrument. Den weiten Huipil hatte sie sich über den Kopf gezogen, sodass die prächtigen spitzenbesetzten Falten ihr feines Gesicht ganz umrahmten und sie wie eine stolze Kriegerin aussehen ließen.

»Nayeli, meine Liebel!«, rief Ana aus, als sie ihre kleine Tochter sah. »Wieso trägst du noch dein Nachthemd? Und deine Füße sind ja voller Lehm! Deine Kleidung liegt auf dem Bett. In dem Bottich hinter dem Haus ist Wasser. Wasch dich und zieh dich um. Heute ist Vela.«

Als Nayeli in ihr Zimmer ging, wurde sie von der Madrina Juana aufgehalten. Sie war ebenfalls festlich gekleidet, auch ihr Rock und ihr Huipil waren aus Samt und Seide, die mit einer prächtigen Borte gesäumt waren. Sie hatte ihr dunkles Haar zu Zöpfen geflochten, die sie mit bunten Bändern hochgebunden hatte, und die weißen Strähnen, die hier und da zu sehen waren, verliehen ihr ein herrschaftliches Aussehen.

»Ich habe dich im Haus der Familie deiner Schwester gesehen ...«, sagte sie vorwurfsvoll.

Nayeli fiel ihr aufgebracht ins Wort.

»Die Familie Galván ist nicht Rosas Familie. *Wir* sind ihre Familie.«

Die Madrina sagte nichts darauf, sie sah sie nur mitfühlend an und strich ihr sanft über die Wange.

Als Nayeli ihr Zimmer betrat, waren ihre festlichen Kleider auf dem Bett ausgebreitet, wie ihr Mutter es gesagt hatte. Der Anblick der liebevoll zusammengestellten Sachen ließ sie für einen Moment den Verlust ihrer Schwester und ihre eigenen Fluchtpläne vergessen. In diesem Jahr hatte ihre Mutter für sie die Farbe Rot gewählt. Nayeli strich mit dem Finger über den bestickten Rand des Rockes und schloss die Augen. Sie konnte die perfekten geometrischen Figuren

fühlen und lächelte, obwohl ihr eigentlich nicht danach zumute war.

Ihr Huipil war schlicht, wie es sich für ein junges Mädchen von vierzehn Jahren gehörte. Doch Ana hatte ihr eine einfache Kette mit einer Reihe kleiner Münzen aufs Kissen gelegt. Nayeli war gerührt, denn dies war ihre erste festliche Kette.

Sie legte sie sich um den Hals, um den sie bereits das Amulett trug, das Rosa ihr gegeben hatte. Das leise Klingeln der Münzen holte Nayeli in die Wirklichkeit zurück.

In dieser Nacht würde sie den Trubel des Festes nutzen, um zu fliehen.

Buenos Aires, Oktober 2018

An einem Sonntagmittag, zwei Monate nachdem sie gestorben war, sollte Nayeli mich endgültig verlassen. Auch als sie schon im Seniorenheim war, hatte meine Großmutter sich immer darum gekümmert, das ich ausreichend zu essen im Kühlschrank hatte: Milanesas, die sie eigenhändig paniert hatte, verschiedene Gemüsekuchen, die unterschiedlichsten Saucen, und Suppen, Tortillas aus Maismehl und von Hand geknetetes Brot.

Als ihr das Alter so sehr zu schaffen machte, dass sie nicht mehr allein in ihrem Haus leben konnte, hatte meine Großmutter beschlossen, in die *Casa Solanas* zu ziehen. Meinen Widerspruch ließ sie nicht gelten, und auf mein Angebot, wieder bei ihr zu wohnen, ging sie gar nicht erst ein. Obwohl ich genau wusste, dass es keinen Zweck hatte, Nayeli ihr Vorhaben auszureden, versuchte ich es weiter. Ich insistierte, bat, weinte und probierte es sogar mit strengen Worten, doch alles war vergeblich. Meine Großmutter hatte sich in den Kopf gesetzt, dass sie ihre letzten Jahre in der *Casa Solanas* verbringen wollte. Sie versicherte mir, dass dort inzwischen viele ihrer alten Bekannten aus dem Boedo-Viertel wohnten und sie sich wünschte, das, was sie ihre »Nachspielzeit« nannte, gemeinsam mit ihnen zu verbringen.

Was sie sich jedoch nicht nehmen ließ, war, mich auch von der *Casa Solanas* aus weiterhin wie eine Großmutter zu verwöhnen. Nayeli hatte immer gesagt, dass der Mensch, der ein Kind großzieht, nicht der ist, der ihm gute Manieren

oder das Lesen beibringt, sondern derjenige, der für sein Essen sorgt. Und so kümmerte sich meine Großmutter sogar nach ihrem Tod noch um mich – bis zu jenem Sonntag, an dem ich das letzte von ihr zubereitete Essen aus dem Tiefkühlfach nahm. Der endgültige Abschied von der Frau, die ich in meinem Leben am meisten geliebt hatte, hatte den Geschmack von *frijoles negros*, von schwarzen Bohnen.

Meine Trauer um sie hatte jedoch schon viel früher eingesetzt. Mehrere Male wäre ich beinahe in den Bus gestiegen, der zum Seniorenheim fuhr, genauso wie ich oft genug die ersten Zahlen ihrer Telefonnummer wählte, in der Erwartung, ihre Stimme zu hören, die so rau war wie die der Sängerin Chavela Vargas: »Hola, mein Kind, schön, dass du anrufst.« Ich hatte sogar in einer Parfümerie Puder mit Veilchenduft gekauft, um ihren Geruch bei mir zu haben. Es dauert eine ganze Weile, bis die Toten diejenigen, die sie lieben, in Ruhe lassen, und sie machen sich einen Spaß daraus, unser Handeln zu beeinflussen. Doch nach einer gewissen Zeit, die anderen angemessener schien als mir selbst, beschloss ich, wieder auf die Bühne zu gehen. Meine Freundinnen, mit denen ich in einer Hobby-Band spielte, erwarteten mich schon sehnsüchtig und begrüßten mich mit Umarmungen und Küssen und einer Flasche Whisky.

»Wir haben vor Weihnachten fünf Auftritte und können vielleicht im Vorprogramm des Festivals in San Isidro spielen«, verkündete Natalí, die nicht nur unsere Gitarristin, sondern auch unsere Managerin war. »Aber auf jeden Fall sollten wir im Sommer noch ein paar Songs schreiben. Wir können ja nicht immer nur *Diluvio* spielen.«

Sabrina sprang entsetzt von ihrem Barhocker auf, wobei sich der Stift, mit dem sie sich das Haar hochgesteckt hatte, löste, sodass es ihr lang auf die Schultern fiel. Fasziniert betrachtete ich ihre schimmernde goldblonde Mähne.

»Kommt gar nicht erst auf den Gedanken, *Diluvio* aus unserem Repertoire zu streichen!«, rief sie aus. »Ohne *Diluvio* sind wir gar nichts.«

Diluvio war unser Hit, ein relativ einfacher Song mit einer eingehenden Melodie, in dem es um ein Mädchen ging, das im Regen von ihrem Freund verlassen wird, nichts Außergewöhnliches, aber die sozialen Medien hatten auf magische Weise dafür gesorgt, dass der Song an uns klebte wie Kaugummi.

»Es ist an der Zeit, *Diluvio* allmählich hinter uns zu lassen, Sabri. Ich kann das Lied nicht mehr hören. Es geht mir schon auf die Nerven, wenn ich nur die ersten Akkorde spiele«, erklärte Natalí, während sie die Saiten einer imaginären Gitarre bearbeitete. »Was denkt ihr?«

Ich zuckte die Schultern und blickte Mecha fragend an, die auf ihrem Handy Tetris spielte.

»Keine Ahnung, *chicas*«, sagte sie, ohne den Blick vom Display zu lösen. »Mir ist das vollkommen egal, mit oder ohne *Diluvio*.«

Nun richtete sich alle Aufmerksamkeit auf mich. Und mich zwischen Sabrina und Natalí zu entscheiden überforderte mich. Mit einem leichten Schuldgefühl schob ich den Tod meiner Großmutter vor.

»Ihr wisst ja, dass ich gerade eine schwere Zeit durchmache«, sagte ich so leidend wie möglich. Für einen Moment kam ich mir vor wie meine Mutter. »Ich bin gerade nicht in der Lage, etwas dazu zu sagen. Lasst uns die Entscheidung vertagen, wir haben doch Zeit.«

»Ich will aber nicht warten.« Sabrina leerte ihr Whisky-Glas mit einem Zug und stellte es mit einem lauten Knall auf den Tisch, um zu einem Plädoyer anzuheben, und ich musste lächeln.

»Was gibt es da groß zu entscheiden, Paloma?« Der Whisky tat seine Wirkung, denn sie lallte ein wenig. »*Diluvio* ist

nicht irgendein Song, den wir einfach so streichen können. *Diluvio* ist der Geist unserer Band, der uns ausmacht und der uns in jeder Show aufbaut. Und wir müssen diesen Geist pflegen, denn noch schlimmer, als einen Geist schlecht zu behandeln, ist es, ihn nicht mehr zu beachten.«

Sabrinas flammende Rede ließ mich aufhorchen.

»Was hast du da gesagt, Sabri?«

»Ich habe gesagt, *Diluvio* ist nicht irgendein Song ...«

»Nein, das, was du über Geister gesagt hast?«, fiel ich ihr ins Wort.

»Ah, dass *Diluvio* der Geist unserer Band ist, den wir pflegen müssen«, erklärte sie, ohne zu bemerken, wie sehr ihre Worte mich trafen.

Die Diskussion ging weiter, doch ich war, obwohl ich in dieser Bar saß, die Ellbogen auf die Theke gestützt, plötzlich ganz woanders, nämlich im Innenhof des Hauses meiner Großmutter. Dem Patio meiner Kindheit. Ich konnte den Duft des Jasmins in den Blumentöpfen nahezu riechen, den Gesang der Vögel hören, die jeden Morgen herbeigeflogen kamen, um sich die Brotstückchen zu holen, die ich ihnen heimlich hinwarf. Die Stimmen meiner Freundinnen verschwammen im Hintergrund zu einem Gemurmel, und ich hörte Nayelis beruhigende Stimme, die mir eine ihrer fantastischen Geschichten erzählte.

Ich sah uns beide, wie wir an einem Sommerabend in unseren Korbesseln saßen und Limonade tranken. Meine Großmutter hat mir immer Geschichten erzählt, von denen viele, wie ich später erfuhr, aus ihrer Heimat stammten. Und eine dieser Geschichten hatte mich so sehr beschäftigt, dass ich noch tagelang danach gefragt hatte. Es war die Geschichte einer Frau, die ihren Sohn in die Berge schickte, um Holz und Blumen zu holen und sie den Toten der Familie als Opfer darzubringen. Doch der Junge war zu faul und legte sich

lieber ans Ufer des Flusses zum Schlafen hin. Als er später nach Hause zurückkehrte, bemerkte er, dass ihm ein paar Leute folgten. Er erkannte seinen Vater, seine Großmutter und seine Onkel, die gestorben waren, als er noch sehr klein war. Sie waren in einem erbärmlichen Zustand, hungrig, frierend, einige weinten sogar. In diesem Moment wurde dem Jungen klar, dass es die Geister der Toten waren, und wenn sie nach Hause kamen, würden sie dort nichts vorfinden, weder Blumen noch Holz, aber nun war es zu spät. Die Geister wurden sehr wütend und beschlossen, den Jungen die ganze Nacht über an einen Baum zu binden. All sein Flehen und seine Entschuldigungen nutzten ihm nichts, denn Geister in Not sind äußerst gnadenlos. Am nächsten Morgen kamen die Toten zurück zu dem Baum. Sie schienen besser gelaunt und sahen auch nicht mehr ganz so schlecht aus. Nach einer hitzigen Diskussion entschieden sie, den Jungen loszubinden, warnten ihn aber, dass eine solche Nachlässigkeit nie wieder vorkommen dürfe.

»Wir stimmen ab, Paloma. Wie entscheidest du dich?«, sagte Sabrina und rüttelte mich am Arm.

Ich blickte meine Freundinnen an, als wäre ich gerade aus einem tiefen Schlaf erwacht, und rief mir ins Gedächtnis, worum es ging: *Diluvio*, ja, *Diluvio*.

»*Diluvio* ist ein Geist. Wir sollten ihn ehren.«

Keine meiner Freundinnen merkte, dass meine Entscheidung nur wenig mit dem Song zu tun hatte, sondern vielmehr mit meinen Wurzeln. Ich lächelte zufrieden.

Tehuantepec, Dezember 1939

Im Laufe der Jahre war es der Familie Galván gelungen, in der Dorfgemeinschaft eine herausragende Position zu erlangen. Die Tatsache, dass sie so sehr unter dem Erdbeben gelitten hatten, das Oaxaca zerstörte, trug entscheidend dazu bei, dass sie freundlich aufgenommen wurden. Sie hatten nicht aufgegeben, und das kam gut an.

Dolores Galván, Pedros Mutter, hatte viele Monate gespart, um die beste Seide und das beste Garn zu kaufen, denn die Stickereien auf ihrem Rock und ihrem Huipil sollten wie echte Blumen aussehen. Leider verfügte Dolores nicht über die Handfertigkeit der anderen Frauen in der Familie, und dieser Mangel an Talent machte ihr sehr zu schaffen, weil sie sich dadurch minderwertig fühlte. Glücklicherweise hatte sie jedoch aus den glücklichen alten Zeiten in Oaxaca gute Kontakte, darunter zu einer alten Tehuana namens Nohuichana, die ohne Mann und Kinder zurückgezogen in einem kleinen Ort an der Küste lebte. Im Austausch für einen guten Lohn, der in Schokolade, Milch, Blumen für das Totengedenken und ein paar Gläsern frisch gekochter *mole* – Chilisaucе – bestand, stellte sie ihre Zeit – wovon sie sehr viel hatte – und ihre Fähigkeiten – die noch umfassender waren – in den Dienst von Dolores Galván. Nohuichana stickte sogar nachts im Dunkeln oder nur im Licht des Mondes. Sie versicherte, dass die Götter ihr genau sagten, wo sie die Nadel ansetzen und wie sie das Muster gestalten sollte, und behauptete sogar, dass ihr jedes Jahr die Auswahl der Farben

im Schlaf aus dem Jenseits eingeflüstert würde. Dolores Galván war die Liturgie der alten Frau ziemlich egal, solange die Pracht ihrer Tracht größer war als die der anderen.

Die Vela in Tehuantepec, die an diesem Abend stattfinden sollte, war für Dolores und ihren Mann Alfonso der Höhepunkt des Jahres, bei dieser Feier hatten sie nämlich die Rolle des *xuaana* und der *xelaxuaana* inne und damit die höchste Autorität im Dorf als die Hüter des kollektiven Gedächtnisses.

»Dolores, meine Liebe, vergiss nicht, die Kladde mitzunehmen, damit wir am letzten Tag unseres Amts alle unsere Aufgaben erledigen können«, sagte Alfonso, während er sich sein rotes Tuch um den Hals band.

Dolores nickte, und die Goldmünzen an ihren Ohrringen gaben ein angenehmes Klingeln von sich. Sie rief ihren jüngsten Sohn Daniel zu sich und trug ihm auf, ihr die Kladde zu bringen. Daniel kam sogleich und brachte seiner Mutter einen Stapel von aus Baumwolle und Zellulose gefertigten rauen Papieren. Darauf hatten alle Teilnehmer des Fests in mühsamer Handschrift mit Kohle eingetragen, welchen Beitrag zu dem Fest sie in Form von Geld oder Sachspenden leisten wollten. Die Blätter waren sorgfältig zwischen zwei geschnittene Holztafeln gebunden und wurden mit einem Lederband zusammengehalten.

Dolores nahm die Kladde und drückte sie an ihre Brust und nickte bedächtig. »Dies ist der letzte Abend, an dem wir dafür zuständig sind. In vier Tagen werden wir im Gotteshaus Santo Domingo die Schlüssel des Dorfs an ein anderes Paar übergeben. Aber unseren Status im Dorf werden wir nicht verlieren.«

Dennoch versetzte der Gedanke an die Amtsübergabe sie nicht gerade in gute Laune. Dolores Galván, die bei dem Erdbeben von Oaxaca alles verloren hatte, hatte keine Lust mehr auf weitere Verluste. Sie legte das Buch in einen Korb und rief ihren ältesten Sohn Pedro zu sich. Die energische

Dolores war der Mittelpunkt der Familie, und sie wusste genau, wie sie wen behandeln musste, um das zu erreichen, was sie wollte. Dieses dominante Gebaren war inzwischen zu ihrer zweiten Natur geworden, und sie gefiel sich darin, Befehle zu erteilen.

»Was kann ich für dich tun, Mutter?«, fragte Pedro, der eilig herbeikam. Niemand ließ eine Frau wie Dolores warten.

»Sieh zu, dass deine zukünftige Frau so früh wie möglich fertig ist, damit wir nicht zu spät kommen. Und sag ihr, sie soll die Papierblumen mitbringen, die ich heute Abend übergeben muss.«

Obwohl es Dolores gewesen war, die die ganze Familie davon überzeugt hatte, dass Rosa Cruz die passende Frau für Pedro war, und ihm befohlen hatte, sie im Guten oder mit Gewalt zu erobern, fiel es ihr schwer, sie beim Namen zu nennen. Denn wenn sie den Namen ihrer zukünftigen Schwiegertochter aussprach, verlieh sie ihr eine Gestalt, und im Moment zog sie es vor, dass dieses Mädchen unsichtbar blieb. Deshalb hatte sie auch darauf bestanden, für Rosa die Tracht auszuwählen, die sie am Abend der Vela tragen sollte.

Dolores hatte für den Rock und den Huipil einen schlichten Baumwollstoff gekauft und auf dem Markt eine nicht besonders inspirierte, aber fleißige Näherin gefunden, die den Stoff mit ein paar Blättern in verschiedenen Grüntönen bestickt hatte, ein paar farbigen Blüten und ein paar kleinen gelben Sonnen, die eher zum Kleid eines Kindes gepasst hätten als zu dem einer bald verheirateten Frau. Außerdem war Dolores der Meinung, dass Rosa auch keinen festlichen weiten Huipil brauchte, und sie kramte aus einer Kommode ein paar alte hellblaue Bänder hervor, mit denen sich ihre zukünftige Schwiegertochter die Zöpfe hochbinden sollte.

Im Haus der Familie Cruz war unterdessen nicht weniger los. Miguel und Ana Cruz waren die Dorfvorsteher. Ihr